

Nr. 30. Bromberg, den 1. März 1925.

Das Spiel mit dem Tode.

Roman von Hans Schulze.

(13. Fortsetzung.)

Mit einem einzigen Sprunge schnellte Sibylle aus ihrer zusammengeduckten Stellung empor; ein heißes Feuer brach aus ihren Augen.

„Niemals, Kurt, niemals, hörst du, lasse ich mich von dir zwingen! Du hast mir neulich vorgeworfen, ich wollte frei sein für einen anderen! Gut, dann sollst du es jetzt auch ganz wissen! Ja, ich liebe jenen anderen über alles! Und dich hasse ich wie niemand sonst auf der Welt. Weil du mich so quälst in meiner grenzenlosen Wehrlosigkeit!"

Sie hielt einen Augenblick tief aufatmend inne.

„Und weil der Schatten des Toten für alle Zeit zwischen uns stehen wird!" —

Ein langes Schweigen folgte.

Es war so still, daß Walter seinen eigenen Herzschlag zu hören meinte.

Er stand jetzt dem Fenster so nahe, daß er das Zimmer fast in seiner ganzen Ausdehnung überblicken konnte.

Das Licht der Lampe lag grell auf Sibylles Gesicht; ihre Augen leuchteten still und unnatürlich groß, ein Zug von verzweifelter Entschlossenheit lag um den blühenden Mund.

„Und ist das dein letztes Wort?" klang endlich wieder die ruhige, beherrschte Stimme des Fliegers.

Sibylle nickte.

„Ich habe dir nichts mehr zu sagen. Ich habe noch einmal versucht, mich in Güte mit dir zu einigen und dich zu bitten, mir das Testament herauszugeben und dann für immer von mir zu gehen. Weil ich bis zuletzt an einen Rest von Ritterlichkeit bei dir geglaubt habe.

Wenn du aber den Kampf willst, so sollst du dir schon heute darüber klar sein, daß die Akten über den Tod meines Mannes nur geschlossen sind, weil ich bisher geschwiegen habe.

Treibst du mich aber zum Äußersten, so kenne auch ich keine Schonung mehr.

Überleg es dir reiflich.

Es ist ein hoher Preis, um den du spielst, dein Leben und deine Ehre!" — —

Sie hatte sich zum Schluß ihrer Worte langsam von ihrem Sitz erhoben und sah noch einmal mit einem letzten, fragenden Blick zu dem Manne zurück, der regungslos mit zusammengebissenen Zähnen am Tische lehnte.

Dann wandte sie sich achselzuckend zur Tür und huschte im nächsten Augenblick wie ein Schatten in die wogenden Nebelschwaden hinaus, die die Gartenfront der Orangerie mit immer dichterem Schleier umhüllten.

Auch Walter löste sich jetzt vorsichtig aus seinem Versteck und ging langsam über die Rasenböschung zum See hinab.

Der Mond war aufgekommen und warf ein unsicheres Licht über die dunklen Wasser.

Zur Linken zeichnete sich ein zackiges Häusergeviert in den helleren Himmel, der Giebel von Siebenlinden.

Stumm stand das Herrenhaus in der stillen Sommernacht — —

Einen Augenblick lang dachte Walter daran, noch einmal zur Orangerie zurückzukehren und mit dem Flieger als Mann zum Manne zu sprechen und ihn zu einem offenen, befreienden Geständnis aufzufordern.

Dann aber verwarf er diesen Plan wieder und schlug am Seeufer die Richtung nach Siebenlinden ein.

Der Auftritt in der Orangerie hatte jenen ersten instinktiven Verdacht, mit dem er einst Sibylle gegenübergetreten war, in vollem Umfange bestätigt.

Einzig in ihren Beziehungen zu Kurt von Rhaden lag der Schlüssel des ganzen düsteren Geheimnisses, das den alten Baron das Leben gekostet hatte.

Er hatte die ehebrecherische Treulosigkeit Sibylles mit ihrer Enterbung beantwortet und war darum der Rache des um all ihre Zukunftshoffnungen betrogenen Weibes zum Opfer gefallen. — —

Auch später, als Walter in Siebenlinden in seinem Zimmerchen saß und den Inhalt des düsteren Nachtstückes in ein paar kurzen Notizen festzuhalten suchte, schien ihm die Kette der Beweise gegen das schuldige Paar unwiderleglich bis ins letzte Glied geschlossen.

„Für dich und mit dir will ich jedes, auch das größte Verbrechen auf mich nehmen."

Immer wieder klangen die Worte des Fliegers in seiner Seele nach.

Um jenes Weibes willen war Kurt von Rhaden zum Verbrecher, zum Mörder seines Freundes und Wohltäters herabgesunken.

Um jenes Weibes willen, das ihn jetzt bereits um den Preis seiner Tat zu betrügen versuchte, weil ihr schon wieder ein neues, hemmungsloses Verlangen nach einem anderen im Blute brannte. — —

In tiefem Sinnen sah Walter in die scheue Dämmerung des kleinen Raumes.

Wer war diese Frau, die mit dem Leben und der Ehre der Männer, die ihrem dämonischen Reiz erlagen, in Grausamkeit und lächelnder Kraft ein so frevelhaftes Spiel trieb?

Mit plastischer Deutlichkeit sah er sie auf einmal wieder vor sich mit dem Hauch fremdartiger Poesie über der matten Goldtönung des zarten Gesichtes und dem feinen Abenteurerduft des Heimatlos-Carmenhaften, das in dem dunklen Schmelz der weichen Mädchenstimme webte.

Und neben ihr der ritterlich-vornehme Mann, der sich mit der Unerschrockenheit und stolzen Offenheit seines ganzen Wesens von der ersten Stunde an sein Herz erobert hatte. Er konnte in diesem Augenblick an die Schuld jener beiden unseligen Menschen nicht glauben, und wenn sich der Berg der Verdachtsgründe gegen sie bis zum Himmel türmte.

Draußen im Park regten sich bereits die ersten Vogellaute, und ein heller Schein rötete den östlichen Himmel, als er endlich todmüde und schwer wie ein Stein in einen dumpfen, traumlosen Schlummer versank. — — —

*

Schon dreimal hatte die schlanke Lisbeth an der Schlafzimmertür ihrer Herrin angeklopft, ohne eine Antwort zu erhalten.

Eine Nacht der Verzweiflung lag hinter Sibylle zurück.

In wechselnden Traumgesichtern war sie durch die Eiswüsten einer seltsamen Gebirgswelt dahingeirrt.

Bis sie endlich in der höchsten himmelnahen Einsamkeit eines sturmgepeitschten Felsengrates angelangt und vor ihr und hinter ihr nichts anderes gewesen war, als ein einziger, entsetzlicher Abgrund.

Und sie selbst über der gähnenden Tiefe hängend, mit letzter Kraft ein verkrüppeltes Gebüsch umklammernd.

In Schweiß gebadet, war sie erst am späten Morgen erwacht und hatte lange und krampfhaft in ihre Kissen geweint.

Noch niemals hatte sie sich so grenzenlos hilflos gefühlt, so ganz zerschlagen und müde, so bar auch der letzten Glückshoffnung.

Und wie ein warnendes Menetekel erhob sich vor ihr immer wieder die Erkenntnis der Zukunft, das unbarmherzig klare Wissen um die letzten Dinge, daß der Mann in der Orangerie in unbeugsamer Entschlossenheit auf seinem Schein bestehen würde, und wenn sie beide darüber zugrunde gingen. — —

Gegen zehn Uhr hatte sie sich mit Hilfe ihrer Zofe endlich angekleidet und war nach dem Speisesaal herübergekommen.

Das Wetter war im Laufe der Nacht umgeschlagen, seit den ersten Vormittagsstunden fiel ein feiner, strichförmiger Nebelregen, den Sibylle fast mit einem Gefühl der Befreiung begrüßte.

Das trübe Grau des Himmels paßte so recht zu ihrer verzweifelten Stimmung; sie hätte die strahlende Klarheit der letzten Sonntage heute nicht zu ertragen vermocht.

Dann saß sie in ihrem Rokokosalon am Schreibtisch und ließ sich von Lisbeth die Post herüberbringen.

Sie wollte sich heute gewaltsam zu einer Tätigkeit zwingen, sich ein Gegengewicht schaffen gegen die qualvollen Sorgen, die sie immer wieder mit lähmender Gewalt überfielen.

Mit flüchtigen Blicken sah sie Zeitungen durch und las über die Aufschriften der Briefe hinweg, die, sorgfältig übereinandergeschichtet, neben ihrem Schreibzeug lagen.

Ein paar verspätete Beileidsschreiben, Ansichtskarten gleichgültiger Menschen, Bankabrechnungen, Geschäftspapiere.

Schon wollte sie den ganzen Stapel wieder beiseite schieben, als ihr ein Umschlag mit einer peinlich korrekten Handschrift entgegenfiel, die ihr seltsam bekannt erschien.

Da las sie mit erblassenden Lippen:

Sehr geehrte Frau Baronin!

Zu meiner Freude kann ich Ihnen mitteilen, daß sich die Regelung meiner persönlichen Angelegenheiten schneller vollzogen hat, als dies ursprünglich vorauszusehen war. Ich hoffe, schon in nächster Zeit meine Tätigkeit in Neudietersdorf aufnehmen zu können, und werde mir erlauben, Ihnen den Tag meines Eintreffens vorher noch genauer bekanntzugeben.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Ihr ergebener
Dr. phil Hans Hauffe."

— — —

Wie lange Sibylle in tödlicher Erstarrung vor ihrem Schreibtisch gesessen hatte, das wußte sie nicht.

Ihr Blick ging leer in die Weite, irrte über die Schattenlinien des nebligen Parkes und kehrte dann immer wieder wie gebannt zu dem verhängnisvollen Blatt in ihrer Hand zurück, bis ihr die Buchstaben vor den schmerzenden Augen zu tanzen begannen.

Was bedeutete dieser Brief?

Wer war der Mann, der unter der Maske jenes Dr. Hauffe nach Neudietersdorf gekommen war? — —

Draußen klopfte der Regen eintönig gegen die Scheiben.

Irgendwo im Hause schlug eine Uhr mit seltsam erregenden Schlägen.

Und plötzlich schien es ihr, als ob sich die Wände des kleinen Raumes um sie zusammenschieben wollten, daß sie in jäh ausbrechender Angst von ihrem Schreibsessel aufsprang und in den anstoßenden Speisesaal hinüberflüchtete.

Dann stand sie auf der Gartenterrasse und lehnte sich in wildem Erschauern weit über das Geländer.

Nur Luft, nur Freiheit zum Atmen!

Die feuchte Nebelkühle rieselte ihr über Gesicht und Nacken und überzog ihr Haar mit einem feinen Silbergespinst.

Doch sie achtete all' dessen nicht.

Sie dachte immer wieder nur das eine in verzehrendem Gram und herzaufpeitschender Bitterkeit, daß ihr das gerade jener Mann antat, den sie darum über alles hassen und verachten zu müssen glaubte und den sie in diesem Augenblick doch heißer begehrte denn je zuvor.

— — —

Mit müden Schritten kam sie endlich wieder in den Speisesaal zurück und stieg zu den Gastzimmern des zweiten Stocks empor.

Es war wie ein letztes Aufbäumen in ihr, ein grausamer, selbstquälerischer Drang, der Wahrheit aus weiten Augen ins Gesicht zu sehen, und wenn sie sich selbst damit ins Innerste traf.

Vor der Tür von Klaus stand sie dann wieder unschlüssig.

Sie wußte, daß er um diese Zeit in der Bibliothek beschäftigt war. Trotzdem wagte sie erst nach langen Minuten zaghaft die Klinke herabzudrücken.

Die kleine Wohnung lag stumm und verlassen in der fahlen Regendämmerung des grauen Vormittagslichtes.

Mit hochklopfendem Herzen trat sie endlich näher, hielt auf dem Schreibtisch prüfend Umschau und zog vorsichtig ein paar Schubfächer auf.

Doch alles war leer oder mit gleichgültigen Gebrauchsgegenständen angefüllt, die keinerlei Rückschluß auf die Persönlichkeit ihres Besitzers erlaubten.

Schon wollte sie sich enttäuscht wieder zum Gehen wenden, als sie nebenan im Schlafzimmer einen halbgeöffneten Lederkoffer bemerkte, aus dem ein in Silber getriebenes Reisenecessaire mattglänzend hervorschaute.

Im nächsten Augenblick kniete sie neben dem Koffer auf dem Erdboden und wühlte den bunten Inhalt durcheinander.

Taschentücher, Briefpapier, Bürsten und Kämme, ein goldenes Zigarettenetui flogen zur Seite.

Und dann auf einmal stieß sie zwischen seidenen Socken und Schlafanzügen auf eine Karte mit der gleichen Wappenkrone wie auf dem Silberstopfen des Necessairekristalls.

„Klaus Graf Ritland
Majoratsherr auf Neugattersleben
Berlin W, Kurfürstendamm 131."

— — —

Klaus Graf Ritland!

Seit einer Stunde schon saß Sibylle wieder in ihrem kleinen Salon und sann über die folgenschweren Entdeckungen dieses seltsamen Vormittags.

Eine merkwürdige, ihr selbst fast unheimliche Ruhe war nach den seelischen Stürmen der letzten Stunden über sie gekommen.

Die gräfliche Familie Ritland war ihr keineswegs unbekannt.

Sie wußte, daß der alte Graf ein entschiedener Gegner ihrer Ehe gewesen war und sie stets als einen Eindringling in den Kreis seiner Verwandtschaft betrachtet hatte.

Auch Kurt von Rhaden hatte gelegentlich über die Ritlands mit ihr gesprochen, daß der junge Graf Klaus nach dem erst vor zwei Jahren erfolgten Tode seines Vaters alleiniger Erbe des sehr bedeutenden Neugatterslebener Majorats geworden war.

Klaus Graf Ritland!

So hatte sie also jenes rätselhafte Gefühl bei der Vorstellung des neuen Sekretärs nicht betrogen, als ihr seine äußere Erscheinung und sein ganzes Auftreten mit der Wesensart eines einfachen Dr. Hauffe unvereinbar erschienen war.

Was aber konnte diesen vornehm ritterlichen Mann zu einem so schmählichen Mißbrauch des Gastrechtes verleitet haben, wenn nicht der furchtbare Verdacht, daß sie an dem Tode des Gatten eine geheime, vielleicht die alleinige Schuld trüge?

Klar und scharf mit unbestechlicher Logik dachte Sibylle die inneren Zusammenhänge der ganzen Ereignisse immer wieder von neuem durch.

(Fortsetzung folgt.)

Die vierfache Mutter.

Von Clara Blüthgen.

Unter ihren entfernten Bekannten wurde häufig die Frage aufgeworfen, wie alt Fräulein Dorothea Welkers wohl sein möge. Zu ihrem stark angegrauten starren Haar stand die jugendlich straffe Gesichtshaut, in die sich nur wenige Fältchen eingefressen hatten, standen die blauen, in einem jugendlichen Feuer blitzenden Augen im auffälligen Gegensatz. Überhaupt ihr ganzes Wesen! So etwas Forsches, Federndes, Draufgängerisches, wie es zu ergrautem Haar gar nicht passen wollte!

Endlich ergriff eine mutige Dame den Stier bei den Hörnern: „Wir zerbrechen uns schon lange den Kopf darüber: Wie alt sind Sie wohl, mein liebes Fräulein Welkers?"

„Ich will Ihnen nicht mit dem Gemeinplatz antworten, daß eine Frau stets so alt ist, wie sie aussieht, denn ich sehe viel jünger aus, als ich in Wirklichkeit bin. Das danke ich meinem Temperament und meinen lieben Kindern."

„Ihren Kindern?" Die neugierige Dame sank vor Entsetzen fast in die Erde. „Oh, mein liebes Fräulein Welkers!"

„Ich habe deren vier, wenn man will, sogar fünf. Vier prachtvolle Jungen. Der Älteste hat sich vor einem Jahr verheiratet. Wir erwarten sogar Nachwuchs. Und dann bin ich Großmama.“ Stolz und fröhlich klang das.

„Behüte mich Gott, mein liebes Fräulein Welkers! Sogar Großmama! Und gleich vier Buben.“

Die Stimme der Dame klang nach energischer Zurechtweisung. Vier Jungen! Und so was gesteht man ohne Erröten ein! So was ist ja noch nicht dagewesen!

Fräulein Welkers aber fuhr fort, ohne sich im geringsten zu schämen:

„Sie wissen doch, daß ein vierblätteriges Kleeblatt dem Segen bringt, der es findet? Nun, mein prächtiges Vierblatt hat seine Schuldigkeit getan, es hat mir Segen über Segen gebracht. Erst nur innerlich, tief im Herzen, jetzt auch äußerlich. Anfangs sorgte ich für meine Jungen, jetzt sorgen sie für mich, daß ich nichts von der Notzeit merke. Alle sind sie tüchtige Menschen, die ihren Platz in der Welt ausfüllen und reichlich verdienen.“

„Das ist schön. Aber nun sagen Sie uns — hm, die Frage ist etwas heikel — wie sind Sie zu diesen vier Kindern gekommen? Sind sie wenigstens untereinander verwandt? Sie verstehen, väterlicherseits, meine ich. Gott, man ist ja jetzt tolerant, zu tolerant vielleicht in gewissen Dingen — aber gleich ihrer vier — Nein, ich muß daran festhalten, daß das ein wenig reichlich ist, Fräulein Welkers. Es gibt ja, gottlob, noch immer eine Moral.“

„Sie drängen mich zu einer Beichte. Gut, ich will sie ablegen. Wohl in jedem Frauenleben kommt einmal die Zeit des schweren Verzichtens, wo eine große Lebenshoffnung in Scherben bricht, und das Leben so leer, so unsagbar leer erscheint. Man möchte darüber hinwegkommen, man versucht dies und das: Zerstreuung, Feste, Reisen, die Pflege eines wirklichen oder nur eines eingebildeten Talentes. Für eine Stunde glückt es, in der nächsten aber ist sie wieder da, die graue, herzbeklemmende Leere. Dann versucht man es mit der Pflicht. Hat man keine, so trachtet man, sich eine zu schaffen. Man will ja doch nicht nur für sich selbst leben, man will auch anderen nützlich, ja unentbehrlich sein.“

Fräulein Welkers machte eine Pause. Die andere unterbrach sie vorsichtig mit der Frage: „Standen Sie denn ganz allein? Hatten Sie keine Familie?“ Dahinter stand der Nebengedanke: Die Familie hat nichts von ihr wissen wollen. Kein Wunder — so eine — —

„Mein Vater starb früh, meine Mutter verheiratete sich wieder mit einem viel jüngeren Manne. Da war ich nur eine lästige Zugabe. Lange war ich verlobt gewesen, so eine Jugendliebe, bei der man wartet, daß „er“ etwas werden soll. Wartet, bis das arme Herz von all dem Warten zerrieben ist. Und wenn es dann endlich soweit ist, und alle die bösen Examina, die doch mal zu einer „Stellung“ gehören, überwunden sind, und man dann merkt, daß es mit seiner Liebe zu Ende ist, daß eine andere — —“

Fräulein Welkers schluckte ein bißchen, dann fuhr sie tapfer fort: „Zur selben Zeit machte mich der Tod meines Großvaters von Vaters Seite her materiell unabhängig. Und nun nahm ich mein Herz in beide Hände: Leben, nicht in einer Trauer zugrunde gehen, die es nicht wert ist. Leben für andere! Vier Jungen, ein Geschwisterpaar und dessen zwei Vettern nahm ich zu mir. In einer winzigen Wohnung hausten wir nahe beieinander, aber uns nicht zur Last, denn wir hatten uns lieb. Ich habe für sie gesorgt, wie eine Mutter und gearbeitet wie ein Dienstmädchen. Aber je mehr ich schuftete und je schwerer es mir wurde, um so fester wuchs ich mit meinen Vieren zusammen. Wie gut und klug sie waren und wie dankbar für alles — und welches Glück für mich, als ich sah, daß so etwas von mir, das vielleicht nicht ganz wertlos war, in sie überging. Und jetzt —“

„Und jetzt — mein liebes Fräulein Dorothea?“ ermunterte die moralische Dame sie, fortzusetzen, nun ganz zerknirscht über ihren anfänglichen Verdacht.

„Und jetzt, wo die drei jüngeren außerhalb Stellungen bekleiden, der eine als Lehrer, der andere als Ingenieur, der dritte als Bankbeamter, jetzt, wo ich mit dem Ältesten und seiner prachtvollen gesunden Frau allein bin und dem „frohen Ereignis“ entgegensehe, jetzt ist es mir, als hätte ich alle Vier selbst geboren, und das junge Geschöpf, das sich da zum Leben durchringen will, sei mein Fleisch und Blut, das Kind meines leiblichen Kindes! Da fühle ich so warme Ströme hin- und hergehen; ich sehe schon die weichen kleinen Glieder, atme den Duft dieses jungen Körpers — kleine Füße trappeln durch die Stuben, unsichere Patschhändchen tasten nach denen der „Großmama“. Welche Wonne das ist, alle die kleinen Hemdchen und Jäckchen selbst zu nähen, aus ganz weichem alten Stoff, und alles mit der Hand, weil die Maschinennähte den zarten Körper drücken könnten. Und sich vorzustellen: bald wird darin etwas atmen und zappeln, und das gehört dir mit. Niemals hätte ich geglaubt, daß mir ein solches Glück noch werden könne.“

Ihre Augen leuchteten. Mit einemmal sah sie ganz verklärt und trotz ihrer grauen Haare ganz jung aus — mehr wie eine wirkliche junge Mutter als wie angehende Großmama.

Die Vertreterin der Moral drückte ihr die Hand so inbrünstig, daß die Knöchel schmerzten.

„Sie gute, gute Seele! Ich dachte mir gleich, daß es sich so verhalten müsse. Glauben Sie mir nur, keinen Augenblick habe ich etwas anderes von Ihnen gedacht.“

Madame Lenormand.

Von Robert Walter.

Wegen einer Flugschrift, in der die große Kartenschlägerin Lenormand dem Kaiser Napoleon einen baldigen Sturz und dauernde Gefangenschaft prophezeit hatte und die — wie es bei der abergläubischen Natur des Menschen nicht verwundern kann — unter den Parisern schrecklichste Aufregungen verursachen mußte, war die gotteslästerliche Frau vom empfindlichen Herrn der Welt aus Paris und Frankreich verbannt worden. Madame Lenormand hatte sich nach Brüssel begeben, eine gigantische Schadenfreude im voraus genießend und ihr Exil als vollkommene Evastochter mit dem Gedanken versüßend, daß sie natürlich recht behalten würde. Und wenn man ihr anriet, doch um eine Amnestie einzukommen, so erwiderte sie mit lächelnder Unbekümmertheit, gegen ihren siegreichen Einzug in Paris würde bald kein Kaiser der Franzosen mehr das mindeste zu bemerken haben.

An einem Junimorgen des Jahres 1815, wenige Tage vor der Schlacht bei Waterloo, als sich die Heere der Franzosen und verbündeten Preußen und Engländer auf den südöstlichen Ebenen vor Brüssel bereits zusammenballten, machten sich zwei junge deutsche Offiziere, die im englisch-hannoverschen Regiment der Cumberlandhusaren dienten und dem täglichen Einerlei des Lagerlebens auf wenige Stunden entrinnen wollten, zu Pferde gen Brüssel auf, um sich von der Madame Lenormand Schicksal und Zukunft prophezeien zu lassen. Der eine der beiden, ein Herr von Schachten, Ordonnanzoffizier eines englischen Generals, mochte zunächst — unter den bevorstehenden drohenden Ereignissen — von einem ernsthaften, bänglichen Gefühl angerührt worden sein, einen Gang zu unternehmen, der sich für ein Frauenzimmer besser geschickt haben würde. Als er aber mit dem guten Kameraden und herzlichen Freunde, dem Rittmeister Schenk von Winterstedt, unterwegs war, der die Reise zu einer Kartenschlägerin für die lustigste Sache von der Welt, für ein köstliches Amüsement hielt und sie mit allerhand lächerlichen und lachenswerten Späßen begleitete, schlug auch er nicht nur die trübsinnigen Gefühle über die nahen Schicksalstage Europas, in denen er vor Tod oder Leben stand, sondern auch die herzklopfende Neugier nach den Orakelsprüchen der Pythia leichtlich in den Wind. So kamen die beiden, in ausgelassener Laune, nach Brüssel und ins Haus der Madame Lenormand.

Eine Dienerin erkundigte sich nach ihrem Begehr, entfernte sich, kam zurück und führte sie in ein dürftig möbliertes, geräumiges Vorzimmer. Hier hatten sie Muße genug, ihre aufgeräumte Stimmung in Ungeduld und die Ungeduld endlich in eine ärgerliche Langeweile zu verwandeln. Plötzlich öffnete sich die Tür, und Madame Lenormand, ein zartes, vertrocknes Figürchen im schwarzen Seidenkleid erschien, grüßte wortlos mit unmerklichem Kopfnicken, ein erstarrtes herablassendes Lächeln auf dem Gesicht. Aber ein heimlicher Blick aus den eingefallenen Augen ging musternd über die Gestalten und Gesichter der Offiziere.

Sie nahm die rechte Hand des Herrn von Schachten, betrachtete die Linien — sah noch oberflächlich in die linke Handfläche, hatte schon aus einem Körbchen die Karten genommen, mischte, häufelte, legte sie, acht zu acht nebeneinander, auf den Tisch und strich sie wieder zusammen, ohne noch das letzte Blatt an seinen Platz zu bringen. Dann sagte sie, recht nachläßig und wie mit einem Anklang von Schadenfreude: „Es ist nicht viel, mein Herr Offizier. Sie werden heiraten, Kinder zeugen, die Uniform ausziehen und unbedeutende Diplomatendienste an kleinen Höfen verrichten.“

Die Offiziere mußten lachen.

Madame Lenormand lächelte ironisch. „Nicht wahr, meine Herren“, sagte sie, „Sie lachen über die Lächerlichkeit eines solchen Lebens und nicht über meine Prophezeiung.“

Der Betroffene wurde ernst, die Röte stieg ihm in die Stirn. Nur der Rittmeister von Winterstedt lachte belustigt weiter und streckte der Prophetin die Hände hin. Sie blickte, nur den Kopf wendend, kurz hinein, nahm dann wiederum

die Karten, mischte, legte die Reihen — acht — sechzehn —, blätterte noch siebzehn, achtzehn — neunzehn — und warf die Bilder zusammen. „Es ist nichts“, sagte sie „gar nichts! Ihr Leben, mein Herr, ist bedeutungslos.“

„Bedauerlich“, scherzte der Rittmeister, „also bedeutungslos! So bedeutungslos, meine Dame, daß Sie nichts von mir wissen?“

„Gewiß“, versetzte sie, „ich sagte Ihnen: Ihr Leben ist ohne Bedeutung.“ Damit wandte sie sich und schritt zur Tür.

„Ah, noch ein Wort, weise Frau!“ rief der Rittmeister in liebenswürdigem Spott, „mit der Bitte zuvor, mir meine Aufrichtigkeit nicht zu verübeln. Aber wir sind von Ihrer Prophetengabe unverdientermaßen enttäuscht worden.“

Madame Lenormand war stehen geblieben. Jetzt drehte sie sich in plötzlichem Entschluß um. „Nun“, sagte sie, „wenn Sie es denn durchaus wissen wollen —“, ihre Augen zuckten auf, und jedes Wort kam wie ein Messerstich, „— in vier Tagen sind Sie tot!“

Dem Rittmeister von Winterstedt erstarrte das Lächeln auf dem erblassenden Antlitz. Er bewegte die rechte Hand, als wollte er antworten. Aber Madame Lenormand schritt weiter. Schon hatte sie den Türgriff aufgeklinkt, da wandte sie sich noch einmal halb zurück, ironisch über die Schulter hinsprechend: „Vorher werden auch Sie sich noch verheiraten, seltsamerweise.“ Damit ging sie und schloß die Tür.

Zwei Tage, darnach, am Abend der Schlacht bei Waterloo, lag der Rittmeister von Winterstedt, schwer verwundet und ohne Besinnung auf einer Tragbahre im Straßengewühl Brüssels. Der in der Ferne noch donnernde Orkan trieb also bis hier seine blutigen, jammernden, schreienden, verröchelnden Wogen, und unter den Verwundeten, Freund und Feind durcheinander hingewürfelt, hantierten die Ärzte und Feldscherer.

Eine junge Dame hatte sich aus den Reihen der hilfsbereiten und neugierigen Zuschauer gelöst, stand, vom Anschauen des blutigen Jammers um sie erschreckt und entsetzt vor der Bahre des Rittmeisters, winkte zwei Träger heran und befahl, den jungen Offizier in ihre Wohnung zu tragen. Dort erwachte Winterstedt — in einem prunkvollen Gemach, unter Obhut eines Arztes, gepflegt von einer märchenhaft schönen Frau. Die Brust brannte ihm unter dem Verband. Er fühlte mit der neuen Sonne seinen letzten Tag heraufkommen, und zwischen Fieberbildern fiel ihn die Sehnsucht nach dem hinschwindenden Leben mit unendlich wehmütigem Schmerz an. Aber heldisch kämpfte er aus dem kümmerlichen Rest seiner Kraft diesen Schmerz nieder und blickte nun dem Tod in die starren Augen.

Als er im sinkenden Nachmittag seine letzten irdischen Obliegenheiten bestellte und der barmherzigen Pflegerin die Papiere, Schmuckstücke und kleinen Andenken mit der Bitte übergab, sie seinen Eltern nach Deutschland zu senden und ihnen seinen Tod zu melden, kniete die junge Dame an dem Leidensbette nieder, ergriff seine Hände und bat ihn mit stillen Worten um eine Gunst und Gnade zu einem dauernden Gedenken.

Welche Gunst hätte der Sterbende noch verschenken, welche Gnade noch austeilen können? — Sie bat ihn um seinen Namen. — Und als er im halben Lächeln die Bitte gewährte, ohne nach Grund und Ursache zu forschen, denn er spürte sein Herz schon in der knöchernen Faust des Todes und vernahm plötzlich die spöttische, schaurige Stimme der Madame Lenormand von der geöffneten Tür her, wurde in höchster Eile nach einem Priester geschickt, der die beiden sofort für ein paar wenige Daseinsminuten ehelich verband und dem Sterbenden das Sakrament reichte. Darnach starb der Rittmeister von Winterstedt im Arm seiner jungen Gattin.

Wenn der Baron von Schachten, der fünf Jahre nach diesen Begebenheiten in den Diplomatendienst überging, den er nach einem Menschenalter als hessischer Gesandter am österreichischen Hofe beschloß, diese Geschichte erzählte — und er war ein Mann vorbildlicher Wahrhaftigkeit —, fügte er ihr aus schwerbemeisterter Ergriffenheit zumeist die Worte nach: „Halten Sie mich nicht für abergläubisch oder lächerlich, meine Damen und Herren, aus dem einzigen Grunde, weil die Welt voll jämmerlicher Propheten ist. Ich weiß nur, daß die Madame Lenormand zu jenen gottlob seltenen, aber ungeheuerlichen Menschen gehörte, die von einem hellsichtigen Dämon besessen sind. Der Himmel bewahre Ihnen Ihren aufgeklärten Unglauben, aber behüte Sie auch vor einer Begegnung mit einem solchen Menschen.“

(„Hannöverscher Kurier.“)

Bunte Chronik



*** Der größte Straßentunnel der Erde.** Das großzügige Werk, durch Untertunnelung des Hudson eine unterirdische Verbindung zwischen dem Innern Neuyorks und den Vorstadtdistrikten des nördlichen Neujersey zu schaffen, reift seiner Vollendung entgegen. Der Tunnel dürfte der größte seiner Art in der Welt sein. Er besitzt eine Länge von etwa zweiundeinhalb Kilometer und wird den täglichen Verkehr von 46 000 Autos, Lastautos und Fuhrwerken ermöglichen. Vier Fahrdämme werden nebeneinander gebaut. Außerdem ist noch Raum für einen Fußsteig vorgesehen. Die Form des Tunnels gleicht der von zwei nebeneinanderliegenden Zylindern. In dem einen wird sich der Verkehr ostwärts, in dem andern westwärts abwickeln. Die nachteiligen Wirkungen der Gas-Ausströmungen aus den Motorfahrzeugen werden durch Ventilatoren ferngehalten. Der Bau des Tunnels war schon lange ein dringendes Verkehrsproblem Neuyorks. Es scheiterte bisher nur an den hohen Baukosten. Für den Innenbau wurden bisher 150 000 Tonnen Eisen und Stahl und 115 000 Tonnen Gußeisen benötigt. Hierfür allein wurden rund 20 Millionen Dollars verausgabt. Auf der Neuyorker Seite mußte zehn Meter tief gegraben werden, eine Tiefe, der auf der Seite von Neujersey 75 Meter entsprechen. Der Bau wurde bereits im Jahre 1920 begonnen und wird voraussichtlich gegen Ende dieses Jahres dem öffentlichen Verkehr übergeben werden. Die ungeheuren Ausgaben sollen teilweise durch Abgaben und Zölle gedeckt werden.

*

*** Der Gebrauch von Namen in russischen Ehen.** In Moskau erschien eine Verordnung über den Gebrauch der Namen in Ehen. Frauen, die in den Ehestand treten, können den Namen des Ehemanns oder ihren Mädchennamen tragen. Sofern bei der Heirat die Namen nicht festgestellt wurden, so behält jedes der Eheleute den Namen, den er vor der Ehe führte. Der Gebrauch eines Doppelnamens ist unzulässig. Bei der Registrierung von Geburtsakten können Kinder von Eltern mit verschiedenen Namen nach dem Wunsch der Eltern benannt werden. Ist jedoch bei der Heirat ein offizieller Name nicht festgesetzt worden, so erhält das Kind den Namen des Vaters und der Mutter, wobei an erster Stelle der Name nach dem Alphabet steht.

*

*** Rollenversteigerung.** Im ersten Jahrzehnt des verflossenen Jahrhunderts war Theaterdirektor von Aschaffenburg Amandus Fröbel, der ob seiner Originalität bekannt war. Bei Verteilung der Rollen für ein neues Stück versammelte er seine Schauspieler auf der Bühne und versteigerte die Rollen. So sagte er bei Besetzung der „Räuber“: „Einen schönen Karl Moor hab' ich da! Er kann zehn- bis zwanzigmal herausgerufen werden, für den werden zwei Gulden nicht zu viel sein. Die Amalie ist auch noch da; sie ist gar nicht übel, lamentiert zwar sehr, wird aber zuletzt erstochen. Einen Gulden 30 Kreuzer! Franz Moor, ein schändlicher Kerl, aber unschätzbar; achtzehn Bogen! Kommt fast gar nicht vom Theater, soll auch schon viel hervorgerufen sein. Drei Gulden! Roller, der vom Galgen kommt, 45 Kreuzer; Schweizer, der alles niederbrennt, aber furchtbar brüllen muß! 45 Kreuzer.“ Die Rollen gingen stets mit Überangebot ab und meistens sparte Amandus Fröbel durch dieses Manöver eine Wochengage seiner Darsteller.

*

*** Der Mann mit den 57 Namen.** Wer sich heute als dunkler Ehrenmann in verschiedenen Ländern herumtreibt, der muß vor allen Dingen darauf bedacht sein, daß er genügend Papiere hat, um immer wieder Namen und Stand wechseln zu können. Eine Rekordleistung in dieser Beziehung hat kürzlich ein Mann aufgestellt, der in Laun in der Tschechoslowakei verhaftet wurde und dessen wahren Namen man noch nicht kennt. Dagegen hatte er nicht weniger als 57 verschiedene falsche Namen aufzuweisen. So groß war die Anzahl der verschieden lautenden Ausweispapiere, die er bei sich hatte. Die tschechische Polizei scheint mit diesem Unbekannten einen guten Fang getan zu haben. Der Mann spricht nicht weniger als sieben Sprachen, tschechisch, deutsch, französisch, bulgarisch, russisch, serbisch, rumänisch. Er selbst gibt an, aus Wien geflohen zu sein, weil man ihn dort wegen Spionage zugunsten Ungarns verhaften wollte. Weitere Auskünfte verweigert er.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.